

Alexandra, bei dem der Fanclub Alexandra-Freunde e. V. nicht nur Begehungen des Gedenksteins am Unfallort in Dithmarschen oder des nach ihr benannten Alexandrastiegs in Hamburg organisiert, sondern der Toten auch im digitalen Raum fortdauernde Präsenz verleiht.

Über alle Beiträge hinweg wird deutlich, dass die Aneignung öffentlicher Räume für privates Gedenken kollektive Erinnerungsprozesse anstößt. Die neuen Schauplätze des Trauerns fungieren nicht nur als *Memento mori* für zufällige Passant:innen, sondern auch als gesellschaftliche Mahnung, den Blick auf frühzeitig oder gewaltvoll Verstorbene zu richten.

Lobenswert ist der partizipative Ansatz, in dem bewusst keine Hierarchie zwischen professoralen und studentischen Beiträgen gezogen wird. Diese Gleichstellung lässt sich als Ausdruck einer hohen Wertschätzung studentischen Forschens verstehen. Für die Lesenden mündet dies in einer qualitativen Heterogenität der Beiträge. In diesem Zusammenhang sei eine vorsichtige Beobachtung ergänzt: Den Texten hätte durch ein zusätzliches Lektorat noch etwas mehr Wertschätzung entgegengebracht werden können.

Abseits stilistischer Fragen ist dem Band ein anregender Rundumblick in eine sich ausdifferenzierende Verräumlichung von Trauer gelungen, der unterstreicht, wie raumgreifend Trauer – nicht nur im Leben von Hinterbliebenen – sein kann.

Jana Lobe, Bamberg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2026/01.31>

Wolfgang Meixner/Erol Yildiz (Hrsg.)

Heimat sind wir! Mehr- und weltheimische Perspektiven in der postmigrantischen Gesellschaft. Bielefeld: Transcript 2025, 228 S. (Postmigrantische Studien, 20). ISBN 978-3-8376-7586-3.

Auch wenn manchen das Konzept anachronistisch erscheinen mag und viele es wegen seiner Ideologieanfälligkeit gern ad acta legen würden: Will man den Begriff Heimat nicht der politischen Vereinnahmung überlassen, liegt es nahe, nach Möglichkeiten zu suchen, wie die rückwärtsgewandte konservative Konzeption in die Gegenwart und vor allem Zukunft transponiert werden könnte. Mit diesen Fragen beschäftigen sich die Herausgeber des zu besprechenden Sammelbandes. Sie führen darin Überlegungen fort, die sie in dem 2021 erschienenen Reclam-Heft „Nach der Heimat. Neue Ideen für eine mehrheimische Gesellschaft“ erstmals publiziert haben. Neben einer Vertiefung theoretischer Ansätze bietet der Band unterschiedliche empirische Beispiele, vornehmlich aus bildungs-/erziehungswissenschaftlichen Feldern, bereichert um Beiträge aus soziologischer, literatur- und kunstwissenschaftlicher Perspektive. Im Fokus steht die Konzeption der ‚Mehr-‘ bzw. ‚Weltheimischkeit‘

in einer postmigrantischen Gesellschaft. Ihr zufolge müssen Menschen mit Migrationsvergangenheit – und das trifft im Grunde auf die gesamte Menschheit zu – keine Entscheidung für *eine* Heimat treffen. Sie können vielmehr, so die These, an mehreren Orten, in mehreren gesellschaftlichen Konstellationen daheim sein, mehrere Heimaten haben, sich sogar auf der Welt insgesamt heimisch fühlen. Die Idee hat viel für sich. Der Blick auf die gesellschaftliche und politische Realität in vielen Teilen der Welt vermag jedoch den dafür nötigen Optimismus nicht unbedingt zu stärken. Auch wenn ‚Mehrheimischkeit‘ bereits jetzt für viele von uns unhinterfragte Praxis geworden ist: Die entscheidende Frage ist, ob diese Lebensform bzw. Gefühlslage jemals für eine Mehrheit der Menschheit Realität werden kann.

Im Mittelpunkt des Textes von *Erol Yildiz* steht die Vorstellung der postmigrantischen Perspektive als Basis für ein zukunftsorientiertes Verständnis von Heimat bzw. von ‚Mehr-‘ oder ‚Weltheimischkeit‘. Wesentlich dafür ist, dass wir Migration, diese Sichtweise vertritt Yildiz im Einklang mit Regina Römhild, nicht als gesellschaftlichen Ausnahme-, sondern als Normalzustand akzeptieren. Das hat zur Folge, Migration nicht als Forschungsgegenstand, sondern als Perspektive auf Gesellschaft und als eine Methode der Gesellschaftsanalyse zu betrachten. Dieser Sichtweise kann nur zugestimmt werden. Mobilität und Migration von Menschen und Dingen gab es seit Jahrtausenden und wird es immer geben, ja: Beides wird infolge der Klimakatastrophe und der Krisenherde in vielen Teilen der Welt weiter zunehmen. Daraus ergibt sich allerdings eine Schwachstelle der postmigrantischen Theorie, insbesondere des von Yildiz angeführten Vergleichs zum Postkolonialismus. Denn während sich dieser im Wesentlichen mit dem Erbe und den bis heute bestehenden Konsequenzen des Kolonialismus befasst, sieht die Sache mit der Migration, wie oben ausgeführt, grundlegend anders aus. Die durch Krieg, wirtschaftliche Not und klimatische Veränderungen weltweit verursachten Ströme von Flüchtenden sprechen dafür, dass wir mitten in der bisher größten Migrationsphase der Menschheitsgeschichte stehen. Über eine postmigrantische Gesellschaft nachzudenken, mag so gesehen verfrüht erscheinen, wichtig und sinnvoll kann es dennoch sein.

Mit Heimweh und Heimatrecht behandelt *Wolfgang Meixner* zwei zentrale Komponenten, aus denen sich der Heimatbegriff bis heute speist. Auf der einen Seite war Heimat schon immer ein Verlustkonzept, ein *Post Festum*-Begriff, von dem erst die Rede ist, wenn man meint, sie verloren zu haben. Dieser Befund wird von den Diskursen um Heimweh bestätigt. Der Verlust der Heimat, die Sehnsucht nach ihr kann zur schweren Krankheit werden, gegen die nur die Heimkehr hilft. Damit rückt die zweite konzeptionelle Ebene der Heimat ins Blickfeld: das rechtlich, politisch territoriale Konzept des Heimatrechts, welches das Bleiberecht in einer Gemeinde und damit verbundene Sozialleistungen seinen Bürgern – freilich nicht allen – zugesteht. Im Fazit lenkt Meixner die Aufmerksamkeit auf eine dritte, bis heute relevante

Dimension des Heimatbegriffs, die sich erst um die Wende zum 20. Jh. entwickelte: In ihr ist die Heimat in einer konservativ zivilisationskritischen Attitüde etwas zu Bewahrendes und Schützendes. Alle drei konzeptionellen Ebenen eignen sich für die politische Instrumentalisierung insbesondere durch rechte bzw. rechtsradikale Parteien wie die FPÖ, die sich ja als „soziale Heimatpartei“ bezeichnet, oder die NPD, die sich 2023 überhaupt in *Die Heimat* umbenannte. So leicht durchschaubar die dahinterstehenden Strategien sind, so wenig verfehlen sie ihre Wirkung. Gerade deshalb ist die Beschäftigung mit dem gegenwärtigen Umgang mit dem Heimatkonzept von ungebrochener Wichtigkeit.

Ein dritter theoretisch angelegter und mit empirischem Material unterfütterter Beitrag entstammt der Feder Jörg Dürrschmidts. Auf der Grundlage philosophisch-anthropologischer und lebensweltlicher Ansätze kritisiert der Autor die von Yildiz und Meixner propagierten Konzepte des ‚Mehrheimisch-‘ und ‚Weltheimisch-Seins‘ als zu optimistisch. Sie würden „die anthropologisch-lebensweltliche Matrix von Heimat nicht ausreichend analytisch“ bedenken (S. 76) und seien zu sehr an „urbanen Konsummustern und kosmopolitanen Lebensstilen“ (S. 75) geschult. Eine „lebensweltliche Restungleichheit zwischen Globus und Heimat oder *der Welt* und *unserer* jeweiligen Alltagswelt mit mehr oder weniger heimatlichem Charakter“ (S. 86) bleibe bestehen. Das – würde ich meinen – bestreiten Yildiz und Meixner zwar nicht. Dennoch ist die von beiden vertretene Konzeption sehr theoretisch und verlangt geradezu nach empirischer Sättigung.

Diese Aufgabe sollen die weiteren Beiträge des Bandes, auf die hier nur mehr exemplarisch eingegangen werden kann, erfüllen. So gehen Anna Mammitzsch und Anja Kraus in ihrem Beitrag der Frage nach, wie das Konzept des ‚Mehrheimisch-Seins‘ empirisch analytisch untersucht werden könnte. Sie stellen die linguistische Ethnografie anhand der Methoden der narrativen Rundgänge – dabei wählen Menschen Örtlichkeiten, Räume oder auch Artefakte aus, die für ihren Alltag wichtig sind – und der Sprachporträts vor. Bei Letzteren werden einzelne Sprachen unterschiedlichen Körperregionen zugeordnet. Hier geht es um das Verhältnis von Mehrsprachigkeit und ‚Mehrheimisch-Sein‘. Zwischen der Beherrschung mehrerer Sprachen und einem ‚mehrheimischen‘ Selbstverständnis müsse – so die Autor*innen – keine zwingende Verbindung bestehen. Anita Rotters Beitrag – um noch einen weiteren Text vorzustellen – behandelt ein Beispiel für ‚Mehrheimischkeit‘: Es geht um „Familien, die im Zuge der Zwangsmigration zwischen Griechenland und der Türkei in das jeweils andere Land“ (S. 91) zwangsumgesiedelt wurden, dann als Gastarbeiter*innen nach Deutschland migrierten, um schließlich wieder in ihre Herkunftsdörfer zurückzukehren. Der Text zeigt einmal mehr, welche Folgen durch politische Willkür gezogene Grenzen und die Errichtung von Nationalstaaten für die davon betroffenen Menschen haben können, wie sehr Heimat und Beheimatung von politischen Faktoren bedingt sind. ‚Mehrheimischkeit‘ ist eine aus solchen Situationen erwachsende Option. Wie

sehr oder ob sie überhaupt, wie oft sie nur teilweise oder gar nicht gelingen kann, bleibt freilich offen.

Ungeachtet der angeführten Bedenken: Das Buch leistet einen wichtigen Beitrag für eine zeitgemäße Weiterentwicklung des Heimatkonzeptes, das wir, ob es uns passt oder nicht, so schnell nicht loswerden werden. Es gibt nicht bloß die Möglichkeit der Fokussierung auf eine alleinige Heimat. Frau/Man kann sich im Sinne einer ‚Mehrheimischkeit‘ an mehreren geografischen oder sozialen Orten daheim fühlen. Diese These ist nicht neu. Sie kann dennoch nicht stark genug gemacht werden, gerade auch angesichts der angeführten Instrumentalisierung von Heimat durch rechte Politik. So gesehen, aber nicht nur deshalb, ist dem Band eine möglichst große Leserschaft zu wünschen.

Ingo Schneider, Innsbruck

<https://doi.org/10.31244/zekw/2026/01.32>

**Melanie Isverding/Konstantin Haensch/Thomas Düllo/Karin Deckner
(Hrsg.)**

Schmucken. Berlin: Logos 2025, 255 S. (texturen, 9). ISBN 978-3-8325-5945-8.

Der Sammelband „Schmucken“ bildet den neunten Beitrag in der Reihe „texturen“ und widmet sich theoretischen sowie künstlerisch-praktischen Auseinandersetzungen mit Schmuckobjekten. Gemäß den Leitfragen des Buches „Was steckt in den Schmuckdingen?“, „In welchen Beziehungen stehen die Schmuckdinge?“, „Was kann alles Schmuckding sein?“ und „Was erzählen Schmuckdinge?“ entfaltet der Band ein breites Panorama gegenwärtiger Schmuckforschungsdiskurse.

Die Publikation ist in zwei Teile gegliedert: Oberkapitel eins widmet sich „Texturen des Schmuckens“ aus praxisfokussierter Perspektive, während Oberkapitel zwei „Texte zum Thema“ bündelt. Diese Unterteilung folgt dem Ansatz, zunächst Schmuckschaffende der Hildesheimer Gestaltungsfakultät als Experten in Fragen von Material und Praxis zu Wort kommen zu lassen. Die hierbei überwiegend essayistisch und explorativ gehaltenen Beiträge dienen dem Buch als interessanter Einstieg, der sich vor allem den Affekten und Emotionen des „Schmuckens“ widmet. Die Beiträge kreisen um sensorische Ebenen des Anfertigens, um Wechselwirkungen zwischen Körper, Materialität und Form sowie um Momente der Autorenschaft, die im kulturwissenschaftlichen Schmuckdiskurs bislang selten sichtbar werden. Dadurch wird die Sphäre der künstlerisch-praktischen Produktion ein Stück weit geöffnet. Das Einbeziehen der Perspektive von Schmuckmachenden ist im Bereich der kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Schmuck als innovativ zu bezeichnen und zugleich unerlässlich für eine ganzheitliche Erfassung von Schmuckobjekten und ihrer Bedeutungsebenen.